

1996
München (Oberbayern)
Galina Gostre
31 Jahre alt
aus Woronesch (Russland)



Ich bin 1986 geboren. In Woronesch, das ist in Russland. Die nächstgrößere bekannte Stadt war Moskau, aber die ist 600 Kilometer weit entfernt. Woronesch hatte immerhin 1 Million Einwohner, jetzt wahrscheinlich sogar mehr. Für russische Verhältnisse war es keine Großstadt, wir hatten keine U-Bahn, keine Supermärkte, es war alles noch sehr sowjetisch geprägt. Und '96, da war ich zehn, sind wir nach München gekommen – als Kontingent-Flüchtlinge, heute kommen die Syrer als Kontingent. Damals waren es die Juden aus der ehemaligen Sowjetunion. Man musste einen Antrag beim BAMF stellen und hat ein, zwei oder auch drei Jahre auf eine Antwort warten müssen. Es wurde überprüft, ob man wirklich jüdisch war. Das heißt, dass die Großeltern und Urgroßeltern einen jüdischen Hintergrund hatten. Wurde der Antrag bewilligt, durfte man angeben, in welches Bundesland man wollte und sich auch die Stadt aussuchen. Meine Eltern haben sehr viel Wert auf Bildung gelegt, ihnen war es wichtig, dass wir in eine große Stadt kommen. So sind wir nach München gekommen.

Kontingent-Flüchtlinge

Ich glaube, das war '89 oder '90, als die ersten Kontingent-Flüchtlinge kamen. Das

war als Wiedergutmachung an die Juden aus der Sowjetunion gedacht. Und das ging bis Anfang der 2000er. Vor allem Mitte der 90er kam ein großer Schwung. Ich habe damals ganz kurzfristig erfahren, dass wir ausreisen werden. Das war vorm Schlafengehen, dass mein Papa mir gesagt: „Wir sind anders und wir müssen weg.“ So ungefähr.

Dann hat das vielleicht noch zwei, drei Monate gedauert. Ich habe mich sehr darauf gefreut. Meine Eltern haben einen Atlas besorgt und mir gezeigt, wo Deutschland liegt. Ich war damals neun. Meine Schwester war 14, ein Teenager. Sie hatte ihre Clique und sie war nicht ganz so erfreut. Sie hat geweint. Sie hat ihren Freunden erzählt, dass sie geht, obwohl wir es eigentlich niemandem sagen durften. Wir sind einfach von einem Tag auf den anderen verschwunden. Die beste Freundin meiner Mutter war eingeweiht. Sie hat uns zum Bahnhof begleitet.

Vier Plastiktaschen

Wir hatten vier Plastiktaschen. Diese Plastiktaschen, die man aus den türkischen Geschäften kennt. Wir haben nur das Nötigste mitgenommen. Die Schwester meiner Mutter ist extra aus der Krim angereist, um die Teppiche mitzunehmen. Wir hatten ja Wandteppiche in Russland, nicht nur Bodenteppiche. Ganz viele Teppiche! Und die hat sie alle mitgenommen.

Wir sind mit dem Zug nach Moskau und von da aus hatten wir einen Flug nach München. Das war am 30. Mai. Als wir angekommen sind, war es irrsinnig kalt, 8 Grad, und ich musste meine Mütze anziehen.

Dann sind wir vom Münchner Flughafen nach Nürnberg in die Erstaufnahmestelle gefahren. Das war ein riesiges Gebäude, ganz grau, und wir haben ein Zimmer mit Stockbetten bekommen. Da waren wir die ersten drei Tage. Dann wurden wir mit dem Bus wieder nach München gebracht. Damals war ein Asylbewerberheim in der Schleißheimer Straße.

Das Ankommen war aufregend. Mich hat das nicht gestört, dass wir eine gemeinsame Dusche mit fremden Menschen teilen. Das war für mich ein Abenteuer. Es gab viele russischsprachige Kinder in meinem Alter, ich hatte immer jemanden zum Spielen.

Wir sind Ende Mai gekommen, während des Schuljahres. Ich wurde in eine Übergangsklasse auf eine Hauptschule geschickt. Da waren Kinder aus Jugoslawien und Afghanistan. Sie waren alle 13, 14 und ich war 1,25 m groß. Ganz klein, ganz dünn und ich hatte richtig Angst vor den Anderen. Das war mir alles zu wild. Ich habe meinen Eltern gesagt, dass ich nicht zur Schule gehen möchte. Ich bin auch nicht mehr gegangen. Ab September bin ich direkt aufs Gymnasium gekommen.

Begeistert von den Russen

Damals hatte das Giselagymnasium einen Mathematiker als Schulleiter und er war sehr begeistert von den Russen, weil sie meist gut in Mathe sind. Ich war es nicht, aber er hat mich trotzdem aufgenommen, so wie meine Schwester, obwohl sie mit 15 nicht mehr schulpflichtig war.

Das Giselagymnasium ist in Schwabing. Das heißt, es waren Schwabinger Kinder aus guten Verhältnissen und wir haben damals noch im Heim gewohnt. Am Anfang waren sie nett und neugierig, irgendwann haben sie mich beschimpft und ausgelacht. Ich konnte mich nicht wehren, weil ich kein Deutsch konnte. Daraufhin habe ich nicht mehr gesprochen. Die ganze Schulkarriere hindurch habe ich es vermieden, zu sprechen, außer ich wurde aufgerufen.

Gut verdrängt

Ich würde trotzdem sagen, das war für mich der richtige Weg mit der normalen Klasse und dem Gymnasium, so konnte ich mein Abi machen. Das Schulische war kein Problem.

Ich war nach einem halben Jahr eine normale Schülerin mit guten Noten. Ziemlich still. Ich glaube, das war den Lehrern bewusst, aber damals hat man nicht drüber gesprochen. Das ist heute so, dass man fragt: „Wie geht es den Flüchtlingskindern? Wie fühlen sie sich, sind sie traumatisiert?“ Damals war das was Schlechtes: „Das ist ein Flüchtlingskind, was will es auf dem Gymnasium?“ Zu Hause habe ich über diese Situation nicht gesprochen, weil ich mich geschämt habe. Ich war in Russland immer beliebt und plötzlich mag mich niemand. Ich wollte das meinen Eltern nicht sagen. Und sie hatten auch ganz andere Sorgen. Die Noten waren gut, man hat es nicht gemerkt, dass es mir nicht gutging und ich konnte das gut verdrängen. Ganz lange.

Das Studium hat gut getan

Nach dem Abitur habe ich Literaturwissenschaften und Germanistik an der LMU studiert. Da hat sich bei mir was getan. Das war nicht mehr die Schulklasse, in der alle gleich sind, sondern unterschiedliche Menschen mit unterschiedlichen Hintergründen. Das Studium war sehr gut für mich.

Danach habe ich ein Redaktionsvolontariat beim Hallo-Verlag gemacht. Das war auch sehr gut für mich, weil das so ein bodenständiger Verlag ist. Ich musste zu lauter bodenständigen Veranstaltungen: Metzgermesse, Friseurhandwerksmesse und so weiter. Und da habe ich erst gemerkt: „Eigentlich haben die Bayern nichts gegen mich.“

Ab 2013 habe ich angefangen in verschiedenen Migrantprojekten Deutsch zu unterrichten und festgestellt, dass es mir sehr viel Spaß macht. Ab da war ich nur noch im pädagogischen Bereich tätig. Zusätzlich habe ich berufsbegleitend einen Master in „Interkultureller Kommunikation und Kooperation“ gemacht.

Und jetzt arbeite ich am Institut und koordiniere den Studiengang. Nebenbei unterrichte ich Deutsch als Fremdsprache, interkulturelle Kommunikation und Integrationsbegleitung.

Jüdische Identität

Ich fühle mich nicht als Russin, auf keinen Fall. Mein Nachname ist nicht russisch. Und ich sehe auch offensichtlich nicht russisch aus. Auch nicht als Deutsche, aber schon eher ... Und auch nicht als Jüdin.

Ich glaube, ich habe gar keine jüdische Identität. Dass wir jüdisch sind, wurde nie thematisiert. Wir sind nicht religiös, es ist mehr eine nationale Zugehörigkeit für meine Familie.

Meine Bachelorarbeit hatte ein jüdisches Thema, da ging's um Gedichte auf Jiddisch – ich habe sogar Jiddisch gelernt. Ich habe schon versucht, die Kultur zu erfassen. Aber so richtig jüdisch, keine Ahnung.

Ich habe mich immer als Migrantin gefühlt. Oder Flüchtling. Wahrscheinlich bleibt es auch so, egal wie gut ich mich integriert habe.

Kleines Ausländermädchen

Antisemitismus habe ich nie erlebt. Diskriminierung schon. Ich habe lange gedacht, dass mit mir was nicht stimmt. Oder dass ich schlechter bin. Das habe ich sehr oft von den Mitschülern vermittelt bekommen. Dass ich stinke, nicht hübsch genug bin oder nicht schlau genug. Und das trage ich bis heute mit mir rum. Aber das habe ich nicht so sehr damit in Verbindung gebracht, dass ich Ausländerin bin. Später, als ich älter wurde und dieses: „Woher kommen Sie denn? Und woher kommen Ihre Eltern?“ Und dann auch dieses: „Können Sie überhaupt Deutsch?“ Oder dass die Leute sofort mit einem langsamer sprechen. Je älter ich werde, umso mehr merke ich das. Jetzt nicht in meinem Arbeitsumfeld, aber auf der Straße oder im Fitnessstudio, habe ich schon oft das Gefühl, dass die Leute mich unterschätzen.

Immer eine Stufe darunter

Ich glaube, für eine wirkliche Integration fehlen das Verständnis und der gegenseitige Respekt. Es wird zwar viel darüber gesprochen und mittlerweile auch viel getan, aber ich habe das Gefühl, die Augenhöhe ist noch nicht da. Die Ausländer sind immer noch irgendwie eine Stufe drunter. Ich glaube, die deutsche Kultur ist sehr geregelt und alles, was abseits der Norm ist, macht Angst. Das verändert sich jetzt langsam, aber viele sind trotzdem ängstlich und misstrauisch. Oft ist es auch der Ungeduld der Menschen geschuldet. Es ist gar keine Diskriminierung, aber sie können vielleicht kein Englisch und dann kommt jemand, der kann kein Deutsch. Sie sind verunsichert und werden gleich grob. Das ist sehr unschön, wenn man die Sprache nicht versteht, ist man so hilflos.